



Ist das noch Dialektik? Oder schon Katholizismus? Politiker Pfister im Zuger Café «Speck», erster Stock.

Einer, der die Schweiz zusammenhält

Alle reden über den Bundesrat. Wir treffen den CVP-Präsidenten Gerhard Pfister an einem wie aus der Zeit gefallenem Ort. Thema: Warum eigentlich fusioniert seine Partei nicht mit der SVP? Und: Wann steigt er als Bundesratskandidat doch noch in die Hosen? *Von Roger Köppel und Nathan Beck (Bild)*

Treffpunkt ist das glorreiche Café «Speck» in Zug, legendäre Backwaren, erster Stock. Hier ist die Zeit stehengeblieben. Hier sieht es so aus wie damals, als CVP-Bundesrat Kurt Furgler noch als brilliantester Schweizer des Abendlandes galt mit einer CVP irgendwo in der Nähe von 20 Prozent.

Die Möbel sind aus dunklem Nussbaum gefertigt. Das Café nennt sich «Tearoom», und den Tee servieren sie in trichterförmigen Gläsern, wie man sie heute auch für die Lagerung von Zahnbürsten verwendet. Der Ort hat Charme, und ganz hinten sitzt, den Raum überblickend, CVP-Präsident Gerhard Pfister.

«Fantastischer Job»

Er mag diesen Ort mit seiner nostalgischen Erotik. Das warme Holz dämpft den Blick auf die Gegenwart, mildert ihn ab. Laut jüngsten Umfragen liegt die CVP knapp über oder unter 10 Prozent. Ein Desaster. Die letzten Wahlergebnisse fielen nicht berauschend aus, doch

Gerhard Pfister ist gut gelaunt, ja geradezu vergnügt.

«Ich habe einen fantastischen Job in Bern, gerade weil man mir und meiner CVP so wenig zutraut.»

Er wirkt begeistert: «Die Professionalität der Partei legt zu, wir mobilisieren besser. Der Kurs wird überschätzt. Wir wissen, dass die Verluste aus letzter Zeit, vor allem die in Ob- und Nidwalden, die Folge handwerklicher und taktischer Fehler waren. Wir werden es besser machen.»

Pfisters Stärke liegt darin, dass er solche Sätze mit einer tiefempfundenen, echt klingenden Gewissheit vortragen kann. Einer Gewissheit, die sich von konstant sinkenden Wähleranteilen nicht beirren lässt. Und die sich erst recht nicht von der Frage verunsichern lässt, wofür denn seine CVP heute noch stehe, nachdem die Integration der Katholiken in diesen Staat gelungen sei, «mission accomplished».

«Wir sind», erwidert Pfister wie aus der Pistole, «die Partei der nationalen Kohäsion. Wir halten die Schweiz zusammen.»

Schon wieder so ein preisverdächtiger PR-Satz.

Halten wir mit einer Provokation dagegen, aber mit einer ernstgemeinten. Müsste die schwächelnde CVP nicht endlich mit der SVP fusionieren oder zumindest eine Allianz eingehen nach dem Vorbild der CDU/CSU in Deutschland?

Gespräche mit Blocher

Ziel wäre eine christlichdemokratische Volkspartei, ein Bündnis unter Konservativen. Der Konfessionalismus hat an Bedeutung verloren. Die SVP ist heute auch die grösste katholische Volkspartei. Es gibt keine Hindernisse mehr für ein Zusammengehen.

Pfister lächelt, er schmunzelt. Um sich eine Antwort zurechtzulegen, holt er aus. Er geht



CVP wollte ja vor einigen Jahren noch mit der BDP zusammengehen, viel schlüssiger wäre ein Bündnis mit der SVP.

«Es geht nicht», erwidert Pfister, jetzt resolut, «weil sich die beiden Parteien zu weit auseinander entwickelt haben.» Der CVP-Chef, Vertreter des konservativen Flügels, glaubt, dass die SVP an ihre Grenze stosse. «Die Umpflügung der Parteienlandschaft durch die SVP» sei abgeschlossen, und die CVP «muss sich eine eigenständige Position erarbeiten». Diese eigenständige Position sei der «Zusammenhalt der Schweiz».

Was heisst das? Pfister, nachdenklich: «Wir verhindern die liberalistische Atomisierung der Gesellschaft.» Die CVP verstehe sich darum als «echte Volkspartei», als eine Partei, die in sich die bunte Vielheit des Landes trage. «Wir stehen für das Verbindende», fährt er fort: «Freiheit und Solidarität». Sowohl-als-auch.

Politik ohne Streit

Aus seinen Worten spricht die Sehnsucht nach einer Politik ohne Streit, nach einer Partei, die nicht für einen Teil, sondern fürs Ganze steht. Pfisters Vision klingt schön, nur etwas widerspricht ihr: die hässliche Tatsache, dass die Volks- zur Nischenpartei einschrumpft. «Stimmt», kontert Pfister flink, den Widerspruch fast spitzbübisch übertreibend: «Es gibt diese Nische für die Volkspartei.»

Ist das noch Dialektik? Oder schon Katholizismus? Es gibt die Behauptung, dass sich die CVP mehr Unlogik erlauben dürfe als andere Parteien. Pfister nimmt auch diesen Faden blitzschnell auf: «Richtig. Das Leben ist nicht Mathematik.» Und: «Der Pragmatismus ist in der CVP schon sehr ausgeprägt.»

Auf die Frage, wie er, der an den philosophischen Klassikern geschulte Intellektuelle, mit solchen Widersprüchen zurechtkomme, sagt Pfister: «Widersprüche sind menschlich, und nichts Menschliches ist mir fremd.»

Der CVP-Präsident ist ein Phänomen der guten Laune, ein Bollwerk des positiven Denkens. Auch das macht ihn, immerhin, zu einem der anregendsten und intelligentesten Gesprächspartner im Bundeshaus.

Ehe wir auf das Rennen um die Regierung eingehen, streifen wir die Weltlage. Für Pfister ist das grosse Problem der Gegenwart die Rebalancierung der Globalisierung, der Ausgleich zwischen dem sterilen Internationalismus der Konzerne und der Heimat der Leute: «Was ist die Schweiz in diesem neuen globalen Kraftfeld? Wie können wir die Innovationskraft früherer Pioniere wie Alfred Escher für die Zukunft sicherstellen?» Trumps Ex-Strategie Steve Bannon hätte es nicht schöner ausgedrückt.

Schnelldenker Pfister ist in der Lage, aktuelle Polit-Trends fugenlos in seine Rhetorik einzubauen. Wenden wir seine Frage auf die bevorstehenden Bundesratswahlen an. Mit

was für einem Kandidaten will Pfister die Innovations-Schweiz nach vorne bringen? Eigentlich wäre er doch der beste, profilierteste Vertreter seiner Partei, der beste Durchsetzer der von ihm selbst aufgeworfenen Forderungen.

Leuthards Stärken, Pfisters Absichten

Pfister steigt auf das verführerische Angebot nicht ein. Natürlich würde ihm das Amt entsprechen, aber er sei mit Ständerat Filippo Lombardi für die Kandidatenauswahl zuständig, da gehe es doch nicht, sich selber einzuwechseln. Er habe, als er vor zweieinhalb Jahren Präsident wurde, es sich sehr genau überlegt: «Ich bin der Präsident. Kontinuität ist wichtig.»

Seine Bewunderung für die abtretende Bundesrätin Doris Leuthard ist gross. Er schwärmt, so, dass man sich fragt, ob die CVP gleichwertiges Personal noch zur Verfügung hat. Wo lag ihr Geheimnis? «Ihre grösste Fähigkeit ist, das Analytische mit dem Gestalterischen zu verbinden.» Der «ausgeprägte Wille, das Land zu verändern», zeichne Doris Leuthard aus, da spiele sie in einer Liga wie einst Blocher.

Warum trat sie überhaupt zurück? Tränen eines Abschieds, den sie gar nicht wollte? Pfister gibt sich zugeknöpft. Man hört hintenrum, dass die Aargauer Langzeit-Bundesrätin gelitten habe, weil sie im Gremium öfter angestossen sei. Machtverlust. Es ist der heikle Moment in der Laufbahn eines jeden Bundesrats, wenn ihm die Kollegen zu verstehen geben, dass sie auch ohne ihn gestalten können. Sie wollte kein Faktotum werden.

Stimmt es, dass Leuthard kürzlich an die Uno ging, um sich dort doch noch ein interessantes Pöstchen zu ergattern? Pfister verneint, vehement. Man unterschätze das Häusliche, das Familiäre an ihr, vor allem die enge Bindung an die Mutter, die samstäglichen Besuche in Merenschwand. «Ich bin sicher, Doris genießt es sehr, dass sie jetzt für eine Zeit aus allem raus ist und sich mehr um die Familie kümmern kann.»

Längst ist das dritte Zahnbürostenglas Schwarztee serviert. Das Wichtigste zum Schluss: Wird Pfister einen Euro-Turbo oder einen Euro-Skeptiker in die Kränze heben? Es kommt eine Antwort, die eine gewisse Einfühlung in den Fragesteller offenbart: «Wir wollen geordnete Beziehungen zur EU, aber wir wollen keinen institutionellen Vertrag, der die EU über die Schweiz stellt.»

Noch eine allerletzte Frage an den freundlichen Präsidenten. Wo eigentlich liegt der grösste Fehler der SVP-Selbstbestimmungsinitiative aus seiner Sicht? «Dass sie die Kündigung der Menschenrechtskonvention in Kauf nimmt, ist der Fehler. Das wollen die Schweizer nicht.» Pfister setzt sein Lausbubenlächeln auf und macht sich davon, um den Zusammenhalt der Schweiz zu retten. ○

zurück in die Zeit, als dieser Tearoom neu und die CVP noch grösser war.

«Es gab in den achtziger Jahren tatsächlich Gespräche. Christoph Blocher wollte die CVP der SVP andocken, aber damals standen die Berner dagegen, gegen den Plan, aber auch gegen Blocher.»

Eben. Inzwischen haben sich die Lager verschoben, die Gemeinsamkeiten verstärkt. SVP und CVP sind gegen die Ausbreitung des Islam, sie sind für den Föderalismus, beide Parteien sind konservativ und für die Marktwirtschaft.

«Wir verhindern die liberalistische Atomisierung der Gesellschaft.»

Ausserdem: Auf sich allein gestellt, droht sich die CVP zwischen ihrem konservativen und ihrem linksprogressiven Flügel aufzulösen.

Pfister lächelt versonnen, philosophisch. «Ja, die grosse Ironie. Wie es der ehemalige CVP-Ständerat Carlo Schmid mal formulierte: «So viele Katholiken laufen heute einem protestantischen Pfarrerssohn hinterher.»»

Es ist als Gegenargument gedacht, aber eigentlich stützt es die These: Die Konfessionsfrage hat ihre Spaltkraft verloren. Die Katholiken sind integriert, sogar in die SVP, also geht es darum, das Konservative zu pflegen. Die